

(Nachdruck verboten.)

42]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nechjudow sprach vor allen Dingen seine Ansicht über Grundbesitz aus.

„Land darf man,“ sagte er, „meiner Meinung nach weder verkaufen noch kaufen. Denn wenn man es verkaufen darf, so kaufen die, welche Geld haben, das ganze Land auf und nehmen dann von denen, die keins besitzen, für das Recht, es zu benutzen, so viel sie wollen. Sie nehmen schließlich noch Geld dafür, daß man auf der Erde steht,“ schloß er mit Benutzung eines Arguments von Spencer.

„Das einzige Mittel ist, sich Flügel anbinden und fliegen,“ sagte der Alte mit lachenden Augen und weißem Barte.

„Das stimmt,“ sprach der Langnäsige in tiefem Saß.

„Genau,“ sagte der gewesene Soldat.

„Ein Weibchen hat Gras für die Kuh gerupft: die ist abgefaßt — kommt ins Loch,“ sagte der lahme, gutmütige Alte.

„Unser eignes Land reicht fünf Werst weit, und etwas hinzupachten — damit ist gar nicht anzukommen; haben den Preis so in die Höhe geschraubt, daß man nie auf einen grünen Zweig kommt,“ fügte der zahulose, böse Alte hinzu. „Sie drehen Bindsfaden aus uns; schlimmer als im Frohdienst.“

„Ich denke ebenso wie Ihr,“ sagte Nechjudow, „und halte es für Sünde, Land zu besitzen; da will ich Euch nun das Land abtreten.“

„Nun, das ist ein gutes Werk,“ sagte der Alte mit den Haarzotteln, augenscheinlich in der Annahme, daß Nechjudow es verpachten wolle.

„In der Absicht bin ich eben hergekommen: ich selbst will kein Land mehr besitzen; da muß man nun überlegen, wie man es los wird.“

„Scheut es doch einfach den Bauern,“ sagte der zahulose, böse Alte.

Nechjudow wurde im ersten Augenblick verwirrt; er fühlte aus diesen Worten Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Vorkhabens heraus. Aber er hatte sich schnell wieder gefaßt und benutzte diese Bemerkung, um das auszusprechen, was er eben sagen wollte.

„Ich wäre bereit, es zu verschenken,“ sagte er, aber wem und wie? Welchen Bauern? Warum Eurer Gemeinde und nicht der Dreminkoier? (Das war ein Nachbarort mit bettelhaften Landparzellen.)

Alle schwiegen. Nur der ehemalige Soldat sagte: „Das stimmt.“

„Nun also,“ meinte Nechjudow, „sagt mir: wenn Ihr nun das Land an Bauern verteilen solltet . . ., wie würdet Ihr das machen?“

„Wir wir das machen würden? Wir würden das ganze Land gleichmäßig nach der Seelenzahl verteilen,“ sagte der Töpfer schnell, die Brauen hebend und senkend.

„Ja, gewiß, nach den Seelen verteilen,“ bestätigte der gutmütige, lahme Alte in weißen Fußlappen.

Alle bekräftigten die Entscheidung und hielten sie für befriedigend.

„Wie nach den Seelen verteilen?“ fragte Nechjudow. „Soll das Hofgesinde auch Land bekommen?“

„Um keinen Preis,“ sagte der ehemalige Soldat und bemühte sich, fröhliche Zuversicht in seinem Gesicht auszudrücken. Aber der bedachtsame, hochgewachsene Bauer war damit nicht einverstanden.

„Wenn man einmal teilt, muß man allen zu gleichen Teilen geben,“ antwortete er nach kurzem Nachdenken in seinem tiefen Saß.

„Das geht nicht,“ sagte Nechjudow, der seine Erwiderung schon vorbereitet hatte. „Wenn man das Land allen gleichmäßig zuteilt, so werden alle, die selbst nicht arbeiten, auch nicht pflügen, sondern ihren Anteil nehmen und an die Reichen verkaufen. Dann kommt das Land wiederum bei den Reichen zusammen. Und bei denen, die auf ihrem Anteil sitzen, werden wieder Menschen geboren, und

dann ist das Land schon vergriffen. Und wieder werden die Reichen diejenigen in die Hand bekommen, welche Land nötig haben.“

„Das stimmt,“ bestätigte der Soldat geschwind.

„Man muß verbieten, Land zu verkaufen, und jeder muß es selbst bebauen,“ sagte der Töpfer, den Soldaten ärgerlich unterbrechend.

Hierauf erwiderte Nechjudow, daß man unmöglich aufpassen könnte, ob jemand für sich oder für einen andren pflügte.

Da schlug der hochgewachsene, bedächtige Mushi vor, es so einzurichten, daß alle als eine Genossenschaft den Acker bestellten. Und wer dieses thäte, der bekäme seinen Anteil. Wer aber nicht pflügte, der bekäme nichts, sagte er in seinem entschiedenen Saß.

Gegen dieses kommunistische Projekt hatte Nechjudow ebenfalle Argumente bereit. Er erwähnte, hierzu sei nötig, daß alle Pflüge hätten, daß die Pferde gleich wären, und daß die einen nicht hinter den andern zurückblieben; oder daß sämtliche Pferde, Pflüge, Dreschmaschinen und die ganze Wirtschaft Gemeingut wären. Um das aber einzuführen, müßten alle Leute damit einverstanden sein.

„Unser Volk bringt Du im Leben nicht zur Einigkeit,“ sagte der böse Alte.

„Das giebt fortwährend Zänkereien,“ sagte der Alte mit weißem Bart und lachenden Augen. „Die Weiber tragen sich gegenseitig die Augen aus.“

„Die Hauptsache ist dann, daß man den Boden nach seiner Beschaffenheit verteilt,“ sagte Nechjudow. „Wozu soll der eine Marschboden erhalten, der andre aber Thon und Sand.“

„Man muß es in kleine Abschnitte zerlegen, damit alle gleichmäßig bekommen,“ sagte der Töpfer.

Hierauf erwiderte Nechjudow, „daß es sich nicht um eine Teilung in einer Gemeinde, sondern um Landteilungen in verschiedenen Gouvernements handle. Wenn man den Bauern das Land umsonst gäbe, so würden die einen guten, die andern schlechten Boden bekommen. Es trügen aber alle Verlangen nach gutem Boden.“

„Das stimmt,“ sagte der Soldat.

Die übrigen schwiegen.

„Also die Sache ist nicht so einfach, wie es scheint,“ sagte Nechjudow. „Ueber diesen Gegenstand denken wir nicht allein nach, sondern viele Leute. Da ist ein Amerikaner George, der hat etwas ausgedacht, dem ich beistimme.“

„Aber Du bist doch Herr; also gieb Du das Land nur ab. Was brauchst Du Dich um andre zu kümmern. Dein Wille geschieht!“ — sagte der ärgerliche Alte.

Diese Unterbrechung machte Nechjudow verwirrt; aber er bemerkte mit Genugthuung, daß nicht er allein mit dem Dazwischenredenden unzufrieden war.

„Wart doch, Onkel Ssemen, laß ihn erzählen,“ sagte der bedächtige Mushi mit seinem eindringlichen Saß.

Das ernüchtigte Nechjudow. Er begann, ihnen das Projekt der „single tax“ Henry Georges zu erklären.

„Das Land gehört niemandem, es ist Gottes Eigentum,“ begann er.

„Das ist richtig; das stimmt,“ ertönten einzelne Stimmen.

„Alles Land ist Gemeingut. Alle haben gleichen Anspruch auf den Boden. Aber es giebt besseres und schlechtes Land. Und jeder wünscht das gute in Besitz zu nehmen. Wie soll man da verfahren, um alles auszugleichen? Etwa so, daß derjenige, der gutes Land besitzt, dem, der nichts hat, so viel bezahlt, wie sein Land wert ist,“ gab sich Nechjudow selbst die Antwort. „Da aber schwer zu bestimmen ist, wer einem etwas bezahlen muß, und da für Bedürfnisse der Gemeinde Geld gesammelt werden muß, so verfährt man so, daß derjenige, der Land besitzt, an die Gemeinde für alle Bedürfnisse dasjenige bezahlt, was sein Land wert ist. So wird die Verteilung für alle gleich. Willst Du gutes Land besitzen, so bezahlst Du für das gute mehr, für das schlechte weniger. Willst Du nichts besitzen, so bezahlst Du gar nichts. Die Gemeindefasten werden für Dich von denjenigen getragen, die Land besitzen.“

„Das ist gerecht,“ sagte der Töpfer und bewegte die

Augenbrauen. „Wer besseres Land hat, der muß mehr bezahlen.“

„War ein schlauer Kopf, dieser George,“ sagte der wohlgestaltete Alte mit den Zotteln.

„Nur müßte die Bezahlung in jedermanns Kräften stehen,“ sagte im Paß der Hochgewachsene, der offenbar schon voraus sah, worauf die Sache hinauslief.

„Und die Bezahlung darf nicht zu hoch und nicht zu niedrig sein . . . Ist sie zu hoch, so wird sie nicht entrichtet, und es giebt Verluste; ist sie aber zu niedrig, so werden alle Land kaufen und damit Handel treiben. Dieses selbe wollte ich nun bei Euch vornehmen.“

„Das ist gerecht und billig. Da ist nichts dabei,“ sagten die Muffits, die jetzt völlig verstanden, um was es sich handelte, und Nechjudow beistimmten.

„Ist doch ein Schlaupops!“ wiederholte der breit schultrige Alte mit den Zotteln. „George! Was der sich ausgedacht hat!“

„Wie wird's aber, wenn ich Land zu nehmen wünsche?“ sagte der Verwalter lächelnd.

„Wenn ein freier Anteil da ist, nehmen Sie ihn und bearbeiten ihn,“ sagte Nechjudow.

„Was willst Du damit? Du wirst auch so satt,“ sagte der Greis mit den lachenden Augen.

Damit endete die Beratung.

Nechjudow wiederholte noch einmal seinen Vorschlag, aber verlangte jetzt keine Antwort, sondern gab den Rat, mit der Gemeinde Rücksprache zu nehmen und dann zu kommen und ihm die Antwort zu überbringen.

Die Muffits sagten, sie würden mit der Gemeinde sprechen und die Antwort bringen. Dann verabschiedeten sie sich und gingen in erregtem Zustand fort. Unterewegs hörte man noch lange ihr bereits sich entfernendes Gespräch. Und noch spät abends summten ihre Stimmen und drangen vom Dorf her auf dem Fluß entlang.

Andren Tags arbeiteten die Muffits nicht, sondern erörterten den Vorschlag des Herrn. Die Gemeinde spaltete sich in zwei Parteien: die eine bezeichnete das Anerbieten des Herrn als vorteilhaft und ungefährlich, die andre sah in ihm einen listigen Betrug, dessen Wesen sie nicht begreifen konnte und den sie deshalb ganz besonders fürchtete.

Allein zwei Tage darauf willigten alle in die angebotenen Bedingungen ein und kamen zu Nechjudow, um ihm den Beschluß der ganzen Gemeinde mitzuteilen. Auf diese zustimmende Antwort war eine Erklärung von Einfluß gewesen, die von einer Alten abgegeben, dann von den Männern angenommen worden war und die jede Befürchtung eines Betrugs von seiten des Herrn ausschloß. Sie bestand darin, daß der Herr an sein Seelenheil dachte und deswegen so handelte.

Bestätigt wurde die Erklärung durch die großen Geldspenden, welche Nechjudow während seines Aufenthalts in Panowo verteilt hatte. Diese Spenden, die er in Panowo verteilt, waren dadurch veranlaßt, daß er hier zum erstenmal den Grad von Armut und Not des Lebens kennen lernte, bis zu welchem die Bauern gelangt waren. Er erschrak derartig über diese Armut, daß er — wenn auch im Bewußtsein, eine unvernünftige Handlung zu begehen — gar nicht anders konnte, als das Geld hingeben, das er jetzt in besonders großer Menge besaß, da er für den schon im vorigen Jahre in Kusminskoie verkauften Wald Bezahlung und außerdem noch Handgeld beim Verkauf des Inventars erhalten hatte.

Sobald die Leute erfuhren, daß der Herr den Wittstellern Geld gäbe, begannen wahre Volksmengen, namentlich Frauen, aus der ganzen Umgegend zu ihm zu strömen und um Unterstützung zu bitten. Er wußte einfach nicht, was er mit ihnen anfangen und wie er die Frage entscheiden sollte, wie viel und wem man etwas geben mußte. Er fühlte, daß es unmöglich sei, den bittenden und augenscheinlich armen Leuten nichts von dem Geld zu geben, das man selbst in Menge besaß. Auf's Geratewohl aber denen geben, die ihn baten, hatte keinen Sinn. Das einzige Mittel, aus dieser Lage herauszukommen, bestand darin, daß er abreiste. Und das zu thun, beeilte er sich jetzt.

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Panowo ging Nechjudow ins Haus und machte sich an die Durchsicht der hier zurückgebliebenen Sachen. Hierbei fand er in der untersten Schieblade eines den Tanten gehörigen Mahagonipuschrankes mit Ausbuchtungen und Messingringen an Löwenköpfen viele Briefe und zwischen ihnen ein Gruppenbild: Sofja Zwanowna,

Zekaterina Zwanowna, sich selbst als Student und Katjuscha, rein, frisch, hübsch und lebensfreudig. Von allen Sachen, die im Hause waren, nahm Nechjudow nur die Briefe und dieses Bild an sich. Alles andre überließ er dem Müller, der auf Fürsprache des lächelnden Verwalters das ganze Haus in Panowo mit sämtlichem Mobiliar für ein Zehntel des richtigen Preises auf Abbruch kaufte.

Wenn Nechjudow jetzt an das Gefühl des Bedauerns über den Verlust seines Eigentums dachte, welches er in Kusminskoie erfahren, so wunderte er sich darüber, wie dieses Gefühl ihn hatte überkommen können. Jetzt empfand er unaufhörlich Freude über seine Befreiung und ein Gefühl der Erneuerung, ähulich demjenigen eines Reisenden, der ein neues Land entdeckt.

Zehntes Kapitel.

Die Stadt kam Nechjudow bei seiner diesmaligen Heimreise besonders seltsam vor und berührte ihn wie etwas ganz Neues. Er traf abends, als die Laternen angezündet waren, vom Bahnhof in seiner Wohnung ein. In allen Zimmern roch es nach Naphthalin, und Agrasena Petrovna nebst Kornsi empfanden beide Aerger und Verdruß, ja zankten sich sogar wegen des Aufräumens der Sachen, deren einzige Verwendung ihrer Meinung nach darin bestand, daß man sie auf die Leine hängte, trocknete und wegpackte. Nechjudows Zimmer war nicht besetzt, aber auch nicht in Ordnung gebracht, und der Zugang zu ihm war durch Koffer versperrt: Nechjudows Ankunft hatte offenbar eine Störung in der Beschäftigung verursacht, die infolge eines sonderbaren Beharrungsvermögens in dieser Wohnung vollführt wurde. Alles das erschien Nechjudow nach den Eindrücken ländlicher Not wegen seiner offensibaren Unsinigkeit, an der er selbst einst teilgenommen, so unangenehm, daß er beschloß, schon andern Tags in ein Gasthaus überzusiedeln; Agrasena Petrovna sollte es überlassen bleiben, mit den Sachen aufzuräumen, wie sie es für nötig hielt, bis wann seine Schwester einträte, die endgültig über alle im Hause befindlichen Gegenstände verfügen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Reste.

Seit unsren letzten Ueberblicken über den Stand des Berliner Musiklebens ist manches vorübergezogen, was in andren Verhältnissen wohl eine Aufmerksamkeit verdient hätte, hier aber kaum etwas Neues zur Kenntnis der Musitdinge beiträgt. So sind wir denn ohne Kummer vorbeigegangen an den altgewohnten amüsanten Erinnerungen, die der eine Vertreter der Familiengenossenschaft Strauß, Eduard, wiederum durch seine Wanderkonzerte gegeben hat, und denen demnächst ähnliche Konzerte seines Sohnes Johann III., eines der „kommenden Männer“, folgen werden; vorbei an den Paraden der Konservatorien, so gutes wir auch an einem Konzertabend des „Eichelbergischen“ und an einem Opernabend des „Sternischen“, besonders gefangstechnisch, zu hören bekamen; vorbei auch an der Gelegenheit, anlässlich des Todes von Hermann Levi an den „Generalmusikdirektor“ und Wagnerveteranen in München zu erinnern, der die dortigen Mozart-Aufführungen so süß und seinen Unterleppelmeistern das Leben so sauer machen konnte.

Was uns an den musikalischen Vorführungen in Berlin während dieser Zeit näher angeht, ist der Umstand, daß sie zu den unvergleichlich höher geachteten winterlichen Konzerten keineswegs in so weitem Gegensatz stehen, wie es zunächst scheint. Satirische Augen möchten in ihnen vielleicht nur eine Travestierung jener erblicken. Das Programm noch dunter, die Nummern noch zahlreicher, das Publikum noch mehr durch gesellschaftliche Rücksichten zusammengebracht als dort! Den Haupttypus dieser sommerlichen Konzerte bilden die Abende oder Nachmittage von einzelnen und von vereinigten Gesangvereinen. Sie versammeln meist ein großes Bettern- und Bummler-Publikum um sich, das durch sein lautes Interesse daran, daß heute etwas los ist, dem sachlich Interessierten das Zuhören um so schwerer macht, als ja diese Konzerte mit ihrem Zuviel des Nicht-Guten sowie mit ihren Verzögerungen und Pausen für den Berichterstatter eine Geduldprobe zu sein pflegen. So möge z. B. die „Sängervereinigung des Westens“, die in der Philharmonie mit angelegenen Solisten ein reichliches Programm gab, uns nicht ob Ueberhebung schelten, daß uns das Abwarten ihrer Hauptnummern nicht mehr möglich war.

Etwas anders sind die Gastkonzerte fremder Vereinigungen, die irgend eine nationale oder sonst specielle Musik in die Welt herumtragen. So wenig darin meist das Künstlerische vor der Specialität aufkommt, so müssen wir von unsrer Gleichgültigkeit gegen die stets üppige Flut solcher Unterhaltungskonzerte doch eine Ausnahme machen zur Gunsten der amerikanischen Militärkapelle von Sousa, die jetzt bei Kroll spielt. Herr Sousa, in ähnlichen Kon-

zerten als Komponist nicht ganz unbekannt, führt uns ein Orchester von 65 Mann vor, dessen Bedeutung in seiner uns zum Teil etwas fremdartigen Instrumenten liegt. Der Hauptsache nach finden wir hier allerdings die bekannten Familien von Blasinstrumenten und die typische Zusammensetzung des Militärorchesters wieder. Den Grundstock der höheren Stimmen bilden auch hier die (etwa zwölf) Klarinetten, nach oben ergänzt durch Flöten und Oboen, nach unten durch Alt- und Bassklarinetten sowie durch Fagotte. Etwas anders konstruiert sind die meisten Blechinstrumente, auch abgesehen davon, daß sie zum Teil aus andern (weißem) Blech als dem sonst gewöhnlichen Messingblech bestehen. Die trompetenähnlichen Instrumente treten hinter den Kornetten und Bügelhörnern zurück. Nach diesen acht hohen Bläsern kommen die gewohnten mittleren Bläser, die die eigentlichen Hörner und die sechs Zugposaunen, daneben auch Seitenstücke zu den Bassklarinetten, die ähnlich wie diese knieförmig oder tabakspfeifenartig gebogen sind. Am eigentümlichsten und reichsten erscheinen die Tuben vertreten. Zwei Exemplare der Bass tuba oder des Euphoniums zeichnen sich durch je fünf oder sechs Ventile und je zwei Stützen (Schallbecher) aus, eine größere und eine kleinere. Dahinter dann drei Bombardons oder wohl Kontrabaßtuben und ein noch riesigeres Instrument, etwa als *Monstre-Kontrabaßtuba* oder (weil um den Hals gehalten) als *Monstre-Helikon* zu bezeichnen, das in drolligen Klangwirkungen wohl am auffälligsten zur Geltung kommt. Die Schlaginstrumente sind die bekannten, doch nicht von so wesentlicher Bedeutung wie in der türkischen Musik. In manchen Nummern treten Solisten auf, darunter ein Posaunenbläser, der seinem Instrument ungewohnte Notaturen (!) entlockt. Daß auch sonst zahlreiche Klangwize gemacht werden, ist natürlich. Hinter all dem stehen nun die vorgeführten Kompositionen selber weit zurück; sie kommen über eine ziemlich grobe Mache nicht hinaus. Sie nach dem Programm zu erkennen, war durch die jeder Nummer rasch folgenden Zugaben und durch Verschiebungen fast unmöglich. Unter den Zugaben kehrte ein schnellpollartiges Stück, ich glaube, dreimal wieder; vermutlich war es die „Washington-Post“-Souffas, der hier und sonst manchmal mit prägelähnlichen Bewegungen dirigiert.

Doch mitten in diese Zwischenspiele des Frühjahrs hinein melden sich bereits Ankündigungen des kommenden. Unter ihnen sind am erfreulichsten die Versuche, endlich einmal zu einer stetigen und ständigen Pflege der Operette zu gelangen; und sie sind um so merkwürdiger, als gerade im alten Operettenparadies Wien das jegliche Abbrechen der berühmten Tradition zweier dortiger Theater, des Karl-Theaters und des an der Wien, zu abermaligen Retrologen auf die Wiener Operette reizt. Zwar rührt uns nach der neulichen Kenntnis einer ead englischen Operette die Ankündigung eines neuen derartigen Exemplars im hiesigen Metropol-Theater wenig. Allein, daß das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater im Herbst als große Operettenbühne wiedererzehen soll, ist doch ein Zeichen des neuankommenden Verriamens auf diese Gattung, die schon so viel künstlerisches und unkünstlerisches Leid gebracht. Und nun kündigt auch das Theater des Westens für seine am 1. September bevorstehende Wiedereröffnung sowohl Opern (meist komische und überhaupt Spielopern) als auch Operetten an, wenn gleich fast keine neuen; Strauß, Offenbach, Suppé und Heller sind die alten Rothelzer, Lecocq wird nicht gelogt. Vorher kommt noch unser alter Sommerfreund Direktor Morwig mit seinem so achtenswert ernsten Opernunternehmen, mit neuen und alten Kräften einschließlich seines Vötelstolzes, mit Werken von Vorking und mit einer oder der andern Novität. Unter den Vorbereitungen auf die winterliche Kongertmusik mag uns besonders interessieren der Entschluß des Musikdirektors C. Meugwein, das anscheinend anderswo häufiger als in Berlin gehörte „Lied von der Glode“ M. Bruchs wiederzuerwecken. — sz.

Kleines Feuilleton.

10. Die Launen des menschlichen Pulses. Die Beobachtung der Pulschläge ist seit langem ein wichtiges Mittel zur Prüfung des Gesundheitszustands eines Menschen gewesen, ehe feinere und zuverlässigere Methoden sich an die Stelle setzten. Auch jetzt ist die Untersuchung des Pulses immerhin keineswegs ausgeschlossen, und mancher Hypochonder sieht wohl noch heute, die Uhr vor sich auf dem Tische, und zählt mit einiger Besorgnis die tickenden Schläge, die der Blutstrom in der großen Schlagader des Handgelenks hervorbringt. Der Puls ist aber ein ziemlich unzuverlässiges Ding. Man kann es leicht an sich selbst beobachten, daß seine Schläge durchaus nicht vollkommen regelmäßig sind und besonders je nach der Tiefe der Atmung in Stärke und Rhythmus wechseln. Die Aerzte kennen jedoch noch ganz andre Launen des Pulses, die sie geradezu als „paradoxen Puls“ bezeichnen. Allerdings ist ein solcher in den meisten Fällen das Merkmal einer Erkrankung, doch braucht dies nicht immer der Fall zu sein. Das Vorhandensein von paradoxem Puls wurde zuerst im Jahre 1850 von dem Engländer Williams entdeckt, aber unabhängig davon drei Jahre später von dem deutschen Gelehrten Hoppe gefunden. Kuhmahl, der berühmte deutsche Kliniker, veröffentlichte dann 20 Jahre später seine Wahrnehmungen über den Zusammenhang von paradoxem Pulsschlag mit der Entzündung des Mittelkells und des Herzbeutels. Ferner ist

dieselbe Erscheinung gefunden bei großer Herzschwäche in der Menstruation nach langdauerndem Fieber, bei Atemnot infolge einer Verengung der Luftwege z. B. durch Diphtheritis und ähnlichen Fällen. Auch durch das Experiment hat man den paradoxen Puls bei Tieren hervorrufen können. Schließlich kommt er auch an scheinbar gesunden Menschen vor, indem während einer tiefen Einatmung der Luft eine Abschwächung des Pulses eintritt. Besonders merkwürdig sind die Fälle, in denen der Puls auf der rechten Körperseite anders schlägt als auf der linken. Derartige Vorkommnisse haben sich gezeigt bei Patienten infolge einer Verengung oder Erweiterung der großen Adern auf einer der beiden Körperseiten, auch bei einseitiger Lähmung. Gerhardt hat z. B. in einem Fall am rechten Handgelenk 112 und am linken 102 Pulschläge in der Minute gefunden. Neuerdings scheint man jedoch mehr und mehr zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Bedeutung des paradoxen Pulses stark überschätzt worden ist. Jeder, der ein gesundes und kräftiges Atmungsorgan besitzt, kann die Beschaffenheit seines Pulses willkürlich ziemlich bedeutenden Änderungen unterwerfen und nach seiner eignen Laune den paradoxen Puls bei sich hervorrufen. Es ist sogar möglich, den Puls am Handgelenk absichtlich für einige Schläge ganz zu unterdrücken. Diese Möglichkeit ist sogar ein günstiges Zeichen für den Gesundheitszustand des betreffenden Menschen, da sie wie gesagt eine kräftige Beschaffenheit des Atmungsapparats verlangt. —

— Das Rosenkultiv und das Rosenöl der Türkei haben einen altbewährten Ruf. Ihr Hauptproduktionsgebiet liegt auf dem Balkan, insbesondere in Bulgarien, dessen Del indes durch Fälschungen verschiedener Art an seinem früheren guten Ruf starke Einbuße erlitten hat. Durch bulgarische Auswanderer wurde die Rosenkultur nach Anatolien gebracht, wo sie mit jedem Jahr an Umfang zunimmt. Kultur der Rose und Gewinnung des Oels, wie sie in Anatolien gehandhabt werden, schildert Richard Herrmann in seinem Buch „Anatolische Landwirtschaft“ (F. W. Grunow, Leipzig) folgendermaßen: Die kultivierte Rose ist die bekannte Centifolia, und zwar wird die halbgefüllte Art der ganz gefüllten vorgezogen, weil die Blütenblätter jener reicher an ätherischem Del sind als dieser. Man wählt zu ihrer Kultur am liebsten ein Feld, das nach Südwesten gerichtet und gegen die Südwinde geschützt ist. Der Boden, der eine mittelschwere Beschaffenheit haben soll, wird bis zu einer Tiefe von 30–40 Centimeter gerotet und im Monat Februar mit bewurzelten Rosenstöcken bepflanzt. Zu diesem Zwecke wirft man Längsfurchen in Entfernungen von 2 Metern aus und setzt in diese die Stöcke in Abständen von 50 Centimetern. Zum Pflanzen bemist man die Erde des Aders, die zur Hälfte mit erdigem Dünger vermischt ist. Die Rosenzweiglinge werden tief heruntergeschnitten und dann ganz mit Erde zugebedt; man veranlaßt sie hierdurch zur Bildung von Wurzeltrieben. Wenn die Rosen hinreichend starke Triebe entwicelt haben, machen die Bauern Einleger, und zwar in der Richtung der Pflanzfurche. Dadurch bekommen schließlich die Rosen einen so dichten Stand, daß sie sich berühren und gleichsam eine Hecke bilden. Da die Rosenzweige oben schirmartig überhängen, schließen sich die Rosenreihen ganz und beschatten den Boden in wohlthunender Weise. Die Einleger werden immer im Februar gemacht, sie haben sich dann bis zum Oktober desselben Jahres bewurzelt.

Die Kulturarbeiten bestehen in einem zweimaligen tiefen Hacken einmal im Herbst und das zweite Mal im Frühjahr. Außerdem wird alle zwei Jahre im Herbst gedüngt. Geschnitten wird an den Rosen nichts; man entfernt nur während des Winters das tote Holz, um den immer nachwachsenden Wurzeltrieben Platz zu machen. Wenn notwendig, wird bewässert.

Erst im dritten Jahre beginnt die Ernte der Rosen, da die geringe Zahl der Blüten ein Sammeln im zweiten Jahre nicht verlohnt. Man schneidet die Blüten jeden Morgen in zeitiger Frühe noch vor Beginn der Tageshitze und sammelt sie in Körbe, die mit angefeuchteten Tüchern überdeckt sind. Nach 14 Tagen etwa ist die Ernte beendet.

Das Rosenöl wird auf ganz einfachen,kupfernen Brennblasen destilliert. Man mengt zu diesem Zweck die Blütenblätter und die grünen Kelche, da auch diese ziemlich viel Del enthalten, mit Wasser und füllt die Blase bis zur Hälfte oder zwei Dritteln damit an. Perqueischen darf man die Blütenblätter nicht, weil sie in dieser Form einen Brei bilden, der sich in der Brennblase nach unten setzt und leicht anbrennt. Im Gegensatz zur Alkoholfremerei, wo die Kondensierung in der Kältschlange mit kaltem Wasser geschieht, muß das Wasser bei der Rosenöldestillierung eine Wärme von wenigstens 25–30 Grad Celsius haben, weil das Del bei einer niedrigeren Temperatur gefriert.

Von einem Hektar Rosenpflanzung erntet man durchschnittlich 3000 Kilogramm Blüten; 10 Kilogramm geben 4–5 Gramm Rosenöl; so daß man also vom Hektar 1200–1500 Gramm gewinnt. —

— Das Niesen-Ei von Madagaskar. Der „Zaunf. Jtg.“ wird aus Hildesheim geschrieben: Das hiesige Römer-Museum hat ein Ei des ausgestorbenen Niesenvogels *Aepyornis maximus* von Madagaskar erworben. Die leere Schale des Eis, das 850 M. gekostet hat, wiegt 3 Pfund und 130 Gramm und hat eine Dicke von 4 Millimeter. Der Längsdurchmesser des Eis beträgt etwa 300 Millimeter, der Breitendurchmesser 230 Millimeter; die entsprechenden Zahlen für den Umfang sind 860 und 730 Millimeter. Der Inhalt

beträgt ungefähr 8 Liter und entspricht an Volumen etwa 150 Hühnereiern. Die Aepyornis-Eier sind ungemein selten. Einige Exemplare befinden sich zur Zeit noch im Britischen Museum zu London und in den Pariser Museen. Die Niesenbögel, die diese Eier legten, starben wahrscheinlich erst zu historischer Zeit aus, wenn auch die Berichte von Reisenden aus der Zeit vom 13. bis 17. Jahrhundert, die von Niesen-Krautvögeln auf Madagaskar zu erzählen wissen, auf Phantasie beruhen. Man fand die Eier vor und konstatierte sich danach die Existenz des Niesenvogels Aepyornis. Auf ihn sind vermutlich auch die Sagen vom Vogel Noé in den arabischen Märchen zurückzuführen. In London und Paris zusammengefundene Skelettfragmente zeigen, daß Aepyornis zu den straußenähnlichen 3 bis 3½ Meter großen Vögeln ohne Flugvermögen gehörte. —

Theater.

Wiener Volks-Theater. „Die Lügnerin“ von Alphons Daudet. In der Arbeit unsrer Wiener Gasse scheint mir etwas Unsicheres zu liegen. Es ist, als ob man die Bedingungen eines Berliner Gastspiels nicht genau oder nicht richtig erwogen habe. Man hat vielleicht zu spät eingesehen, daß man neue oder wenig bekannte Stücke bringen muß, um im Mai das überfällige Publikum zu interessieren. Die Darstellung, selbst wenn sie noch so gut ist, thut es nicht allein, wenn auch gerade die Wiener leicht diesem Irrthum verfallen konnten. In Wien geht man häufig ins Theater um der Schauspieler willen. In Berlin will man im allgemeinen glücklicherweise ein Stück sehen.

Daudets „Lügnerin“ hat man wohl einstudiert, weil es in Berlin wenig gespielt ist. Man sah ein, daß man etwas Neues bieten mußte und kam so in eine Zwangslage. Wenigstens erklärt sich auf diese Weise am leichtesten die Wahl des Stücks, das — um es gleich zu sagen — matt und schlecht ist. Den Wienern wollen wir diese Thatsache nicht weiter anrechnen. Geru geschene Gästen nimmt man so leicht nichts übel, um so weniger als wir davon überzeugt sind, daß sie beim nächsten Besuch das Terrain besser kennen werden. Die Erfahrungen, die sie hener sammeln, werden vielleicht nicht billig sein, dafür aber eine um so eindringlichere Sprache reden. Was soll man aber zu Daudet sagen? Man weigert sich zunächst, an seine Intorschaft zu glauben. Man rät auf einen stümperhaften Bearbeiter, der aus einer feinen Novelle ein grobes Theaterstück zurecht zimmerte. Der Zettel behauptet indessen mit absoluter Bestimmtheit, daß Daudet der Verfasser sei, glaubwürdige Leute bestätigen es, und so bleibt nichts übrig, als sich melancholisch mit dem Faktum abzufinden. Es ist ja richtig: man kann ein großer Epiker sein und ein elendes Stück schreiben. Es ist richtig, bleibt aber trotzdem bitter.

Einzig und allein im Motiv merkt man den Geist des Dichters. Diese „Lügnerin“, die naiv schwindelt und mit naiver Selbstverständlichkeit ihren Mann betrügt, ist ein interessanter Charakter. Nach dem groben Wort „schlecht“ ist sie keineswegs abzutun. In vielen Beziehungen ist sie vielmehr gut, liebenswürdig, aufopfernd, ja, so wunderbar es klingen mag, rein. Alles, was sie thut, thut sie im Grunde mit dem besten Gewissen. Die Vielwännerei ist ihr so natürlich, wie andern das Amenten. Ihr Lebenswandel macht sie nicht einmal finstern. Ihr ganzes Empfinden ist von dem andern Frauen grundverschieden und darum soll man sie nicht schelten. Heiraten soll man sie allerdings auch nicht.

Leider bleibt selbst die Freude an diesem Charakter nicht ungetrübt. Daudet giebt ihr schließlich ein bisschen Gewissen, ein bisschen Gemüth und die Verzweiflung, die aus diesen Eigenschaften resultiert. Kurz: er macht sie zur gewöhnlichen Dirne oder zur gewöhnlichen Ehebrecherin, wie man nun will. Das ist von allem Bitteren schließlich das Bitterste. Der letzte Akt, in dem die „Lügnerin“ Oist nimmt, ist einfach schauerlich. — Lediglich dem virtuosen Spiel der Odilon war es zu danken, daß die Opposition sich nur verhältnismäßig schwächer meldete. Ueberhaupt war der Abend ein Erfolg für die Odilon. Sowohl in Hartlebens „Sittlicher Forderung“ wie in der Rolle der „Lügnerin“ trug sie einen vollen Sieg davon. Ihre Erscheinung war glänzend; ihr Spiel brillant, sicher, echt. Sie war entschieden das Angenehmste, das uns in diesem Fall geboten wurde. Schließen wir also mit ihr. — E. S.

Aus dem Tierreich.

Der Weidenbohrer ist sehr oft die Ursache, daß Apfel- und Birnbäume fortwährend kränkeln, wenig tragen und schließlich bei einem Sturz umbrechen. Die große Raupe des Weidenbohrers verrät sich durch Löcher in der Rinde, aus welchen im Sommer ein scharfer Holzessiggeruch dringt. Sie befallt nicht nur Obstbäume, sondern auch Weiden, Pappeln, Eichen und Linden. Die Raupe nährt sich vom Holz, sowie auch von den saftigen Cambiummassen der Rinde, so daß schließlich der Stamm auf ganze Strecken wie ausgehöhlt erscheint. Der Schädling ist äußerlich durch einen etwas plattgedrückten, sechs bis zehn Centimeter langen Körper von rotbrauner Farbe gekennzeichnet. Der Kopf trägt außerordentlich harte Frehzangen. Die Raupe ist natürlich zunächst ganz klein, bohrt sich in den Stamm ein und ist nach zwei bis drei Jahren ausgewachsen. Nach dieser Zeit puppt sie sich ein und zwar an Stellen, die es dem Schmetterling möglich machen, ins Freie zu gelangen, für gewöhnlich in faulen

und zerklüftem Holz. Im Juni oder Juli klettert der Falter als schöner großer, graubrauner Schmetterling aus. Bald darauf legt das Weibchen ihre länglich und hellbräunlich erscheinenden Eier ab, die sich bei der Sommerhitze bald zu Mäupchen entwickeln. Letztere bringen durch die bereits vorhandenen Bohrlöcher in das Innere des Baumstammes ein, um hier das zerstörerische Werk ihrer Vorfahren fortzusetzen. Es kommt auch häufig vor, daß erwachsene Rauven außerhalb des Stammes an sicheren Verstecken sich einpuppen. Meist ist es ziemlich schwer, diesem gefährlichen Schädling beizukommen. Rauven, die noch nicht weit eingedrungen sind, können sehr oft mit einem in den Bohrgang hineingesteckten Draht getötet werden. Alte und stark befallene Bäume hant man am besten um und benutzt sie als Brennholz. („Praktischer Wegweiser“, Würzburg.)

Humoristisches.

Von der Pariser Weltausstellung. Ein Kellner zum andern: „Wenn ein Gast sich wie ein Taubstummer benimmt, das ist ein Engländer; wenn ein Gast etwas auf englisch bestellt, das ist ein Franzose, französisch sprechen hier nur die Deutschen.“ —

Aus einer Anklagerede. — — Bei seinen Betrügereien gab sich der Angeklagte für eine Polizeiperson aus; das zeugt so recht von seiner bodenlosen Verkommenheit und seinem Mangel jeglichen Ehrgefühls! — („Simpl.“)

Notizen.

— Die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ bringt in ihrer letzten Nummer Augenblicksbilder aus dem Reichstag, unter denen sich auch eine Gruppe: „Der Frühstückstisch der Socialdemokraten“ befindet, in der Singer, Webel und Stadthagen besonders gut getroffen sind. —

— Als Kellamemittel für einen neuen Roman, der demnächst im Feuilleton des Pariser „Matin“ erscheinen soll, hat diese Zeitung die Verbreitung der Zettel aus einem Luftballon gewählt, der hoch über Paris schwebte und einen Papier Schnee fallen ließ. —

c. Edmond Rostand erzielt mit seinem Drama „Niglon“ am Sarah Bernhardt-Theater in Paris täglich eine Kasseneinnahme von 11 000 Fr., das macht 1300 Fr. Tantiemen; sein „Chrano de Bergerac“, der jetzt in Paris den Weltausstellungsbesuchern vorgeführt wird, bringt etwa 10 000 Fr. täglich, also etwa 1200 Fr. Tantiemen; beide zusammen ergeben so dem glücklichen Autor Tag für Tag 2500 Fr. allein für Paris. —

— Blumenhal und Adelsburg haben ihr neues dreistufiges Lustspiel „Die strengen Herren“ beendet. Der Stoff ist aus der jüngsten parlamentarischen Zeitgeschichte geschöpft. —

— „Mädchenpolitik“, ein dreistufiges Lustspiel von Albert Herrmann, gelangt am 3. Juni im Neuen Theater zur Erstaufführung. —

— Das Volksstück des österreichischen Abgeordneten Wendel „Der Werkmeister“, dessen Aufführung die Grazer Censurbehörde verboten hatte, wurde freigegeben. Das Verbot bildete den Gegenstand einer Interpellation im Abgeordnetenhaus. —

— Das verbotene Schauspiel „Der letzte Knopf“ von J. Hans v. Ludash wird vom Ensemble des Wiener Volkstheaters vor einer geladenen Gesellschaft bei geschlossenen Thüren am 6. oder 8. Juni aufgeführt werden. —

— Ein Denkmal für Johann Strauß wird Professor Pent in Wien für das Ehrengrab des verstorbenen Komponisten ausführen. Das Monument zeigt die Rize der schönen blauen Donau an einen Felsen geklebt, an dessen Spitze das porträtierte Medaillon des Kaiserkönigs eingegraben ist. Tränmend streift die Rize über die Saiten einer Harfe. —

— Das Klingerische Bild: „Die Kreuzigung Christi“, welches von einem hannoverschen Konsortium zum Preise von 25 000 M. angekauft war in der Erwartung, daß die Stadt Hannover daselbe für das Kestner-Museum erwerben werde, laun jetzt zu 12 500 M. erworben werden, aber auch auf dieses Angebot will die Stadtverwaltung nicht eingehen. —

t. Eine der größten Insektenjammungen der Welt ist durch das Vermächtnis von H. V. Volton in den Besitz der Universität des Staates Illinois übergegangen. Ihr Wert wurde auf etwa 200 000 M. geschätzt. —

— Im Jahre 1896 hat ein Herr N. Korb im böhmischen Mittelgebirge zwischen Leitmeritz und Leipa auf dem Eichberg ein nicht unbeträchtliches Gelände angekauft, den öde liegenden Teil desselben mit Bäumen bepflanzt und dafür Sorge getragen, daß jetzt und fürderhin auf diesem Gebiete Tier- und Pflanzenwelt vor jeder Einwirkung von Menschenhand geschützt bleiben. Bereits im vergangenen Jahr war das Gelände zu einer kraftstrotzenden Wildnis von eigenartiger Schönheit geworden, das ganz den Charakter eines Urwalds trägt. —

— Ein Vorfahr unsrer bairischen Parteigenossen, des neuen Landtags-Abgeordneten für Nürnberg, Dr. med. von Haller, Bartholomäus Haller v. Hallerstein zum Ziegelstein, bekleidete vom 27. Mai 1549 bis zu seinem am 4. März 1551 erfolgten Tode in Frankfurt a. M. die Stelle eines Stadtschultheißen. —